Nr. 42 • 2. Jahrgang

Leuchtfeuer

des Turm / Sonntagsbeilage

Sonntag, 23. Oktober. 1921

Evangelium

am 23. Sonntag nach Pfingsten.

In jener Zeit, als Jesus zum Volke redete, kam zu ihm ein Synagogenvorsteher, fiel vor ihm nieder und sprach: „Herr! Meine Tochter ist eben gestorben. Komm und lege ihr deine Hand auf, so wird sie leben!" Da stand Jesus auf und folgte ihm mit seinen Jüngern.

Und siehe, ein Weib, das seit 12 Jahren krank war, trat hinter seinem Rücken zu ihm heran und berührte den Saum seines Gewandes, denn sie dachte bei sich selbst: „Wenn ich nur sein Kleid berühre, werde ich gesund." Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: „Sei getrost, meine Tochter: dein Glaube hat dir geholfen!" Und das Weib war gesund von jener Stunde an.

Mein kleiner Bruder.

Von Maximilian Quenel.

(Nachdruck verboten.)

Unlängst war ich bei ihm weit draußen vor dem bunten Treiben der großen Stadt. Man muß viele hohe Lebensbäume hinter sich lassen, ehe man in seine Nähe kommt; und dennoch habe ich fast ängstlich zwischen den kleinen Reihensteinen suchen müssen, die wie Merkzeichen an schmalen Wegecken stehen. Es war wie in stillen Straßen, die namenlos sind und deren Häuser fensterverhangen sich aneinanderschmiegen. Und viel Erwarten war in mir, das nun nach neunzehn Jahren hervordrängte; so lange war ich einsam gewesen, und just die gleiche Zeit mein kleiner Bruder. Eine unwillkürliche hilflose Wendung des Kopfes ließ ihn mich endlich finden. Er hat wohl heimlich gelächelt unter seinem dichten, dichten Efeu ob dieser Wiederkehr. Zu ihm gesetzt und gewartet habe ich, wie man als Gast sich aufnehmen läßt bei der Einkehr.

Alsbald hat mein kleiner Bruder zu erzählen begonnen und mir die Wunder in der Runde gewiesen, inmitten der er wohnt. Die Bäume bilden ein licht- und sonnenübergossenes Viereck, über dem raumloses Blau kuppelgleich steht. Heimchen zirpen am Weg, in den Gräsern, ein Vogelruf fällt in die Stille und Sommerwind bringt aus Ferne und Weite quälende Sehnsucht mit, die hängt er in die Zweige der Lebensbäume, daß sie beladen sich erdwärts neigen. So guckt mein kleiner Bruder immerfort aus dem baumumstandenen sonnendurchflossenen Viereck in den Himmel hinein. Hinter seinem Rücken blüht ein mächtiger Strauch mit wunderlichen, mattblauen Beeren; neben ihm nicken grellbunte Kapuzinerblüten und zu irgendeinem Jahr ist ein Farrenkrautbüschel aus seinem grünen Efeuhaus zu Licht und Sonne hinaufgewachsen.

Das liebe, grüne Efeuhaus meines kleinen Bruders! Als ich es zuletzt gesehen, trug es ein weißes Kreuzlein aus Stein, so wie Dächer schöner Häuser irgend ein Zeichen am First tragen. Nun hatte Blatt um Blatt das Kreuzlein umsponnen, jede Blattreihe rundum mochte ein Erdenjahr sein, und oberhalb des Marmors haben sich alle Ringe geschlossen. Mitten aus der grünen Wand lugte ein quadratisches Fensterchen. Just so mutet die Tafel an, die fürsorgliche Gärtnerhände alljährlich umschneiden. Was braucht mein kleiner Bruder mehr Worte als die paar, die ihm unser Vater zum Einzug in sein kleines grünes Haus schrieb: „Hier ruht in Frieden unser kleiner Liebling." Irgendwo zwischen den Efeuranken glitzerten Silberfäden und noch immer wob das emsige Spinnlein neue hinzu. Da ließ ich lächelnd den erhobenen Stock wieder sinken. Man muß nicht pedantisch alles ordnen wollen, was eigentlich nur Zerstören ist. Und dann gehört auch so ein webendes Spinnlein zwischen Efeu und Farrenkraut zum Träumen und Schlafen, und mein kleiner Bruder wird mich schon verstanden haben. Er hat so lind und leise genickt, wie er's früher tat, wenn ich neben ihm saß und mit seiner Spitzendecke spielte.

Um die vielen tausend großen und kleinen Nöte stürmischer Jungenjahre ins Leben hinein, weiß er nichts: Er hat auch nicht empfunden, wie das tut, niemals Bruder sagen zu dürfen, allein zu sein in allen Schmerzen und den paar Freunden. Ich habe ihm nie erzählen können von den Wundern des Lebens und ich hätte just von ihm gehört, wie märchenschön mein Herzlieb ist, wie rot ihre Lippen und wie weiß ihre Wangen sind. Aber sagen hab' ich's ihm müssen nach diesen neunzehn Jahren, die zwischen uns liegen, und er hat wieder versonnen gelächelt. Wenn er nicht in sein kleines, grünes Haus gezogen wäre, stände er wenig jünger als ich neben mir und ich würde in seinen Zügen nach denen unseres Vaters suchen und dann müßten wir beide an unsere Mutter denken.

Aus einem Seitenweg heraus trat eine Frau, goß geschäftig Sträucher und Blumen und auch das schöne Gerank an meines kleinen Bruders Haus. So kamen wir ins Gespräch. Ich erzählte ihr von dem weißen Kreuzlein, das ich vor langlangen Jahren immer gesehen, nun sei es ganz überrankt und umwachsen. Mehr habe ich ihr nicht sagen können, nur noch, daß ich bei meinem kleinen Bruder sei, dann war meine Kehle wie zusammengeschnürt und die Stimme brach ab.

Es bleibt etwas Heimliches um so eine Wiederkehr, bei der man alle bunten Kinderträume ausschüttet und das Leben so weitab flutet und rauscht, wie ein Wasserfall in der Ferne.

Mein kleiner Bruder sah mich groß und verwundert an, als ich ihm davon erzählte. Und wenn ich seine Worte mit den meinen verglich, wußte ich, wer von uns beiden schöneres zu sagen verstand. Freilich, mein kleiner Bruder hört auch nächtlichst die Nachtigall schluchzen im Busch, allen flimmernden Sternen über ihm kann er Kosenamen geben und sieht den Mond über die Wolken fahren. Die Amseln sind seine Freundinnen, das webende Spinnlein sein Spielkamerad und die schaukelnden blauen Beeren am Nachbarstrauch. Ich kann ihm nur viel vom Alltag sagen und von der Not des Menschseins. Die Schatten und das Grau wird er nicht erkennen. Für ihn ist alles zart und weiß, so weiß, wie sein liebes Gesicht, das mir immer noch im Sinn ist, und so weiß wie sein Sarg, darin er dem ewigen Ostern entgegenträumt.

Die Heidschnucke.

Skizze von Georg Persich.

Als die Wasser sich auf der Erde verliefen und das Land sichtbar ward, hob Gott der Herr von neuem die segnende Hand, und aus dem Erdreich wuchsen allerlei Pflanzen — Bäume, Sträucher und Blumen. Neben großen Wäldern, deren Wipfel wie ein dunkles Meer zusammenrauschten, breiteten sich hellgrüne Wiesen und gelbe Kornfelder aus, die Obstbäume schmückten sich mit weißen Blütenkronen und sogar die Dornenbüsche wollten mit ihnen wetteifern und kleideten sich festlich.

Und schon wurde es auf dem Lande und in den Lüften lebendig. Durch die Wälder liefen schnellfüßige Hirsche, auf den Wiesen weideten gehörnte Rinder, aus den Kornfeldern schwangen sich mit jauchzendem Gesang muntere Lerchen himmelwärts, und überall war ein Gewimmel von Tieren, die sich ihres Daseins freuten.

Aber weite Strecken der Erde blieben kahl und öde. Sie empfingen, wie alles andere Land, an der Sonne Licht und Wärme, doch den unfruchtbaren Schollen wollte kein Wachstum und Leben entkeimen.

Da sahen die Engel fragend auf den Schöpfer, daß er ihnen künde, was seine Weisheit mit diesen Wüsten plane.

Und wie von ungefähr glitt seine allmächtige Hand über eine der Einöden, die sich unfern eines großen Wassers im Norden dehnte, und alsbald bedeckte sich der Boden mit braunen Kräutern. Kaum war dies geschehen, färbten sie sich rosig, und nun glühte eine wundersame Röte sanft zum Himmel auf.

Daswar die Blüte des unscheinbaren braunen Krauts. Auch ein Tier erblickte man plötzlich auf dem Gefilde, ein kleines, häßliches Tier, angetan mit einem Wollpelz. Es hielt den Kopf beständig gesenkt und fraß.

Die Engel hatten ihre Freude an der stillen, friedsamen Schönheit, mit der der Herr die Erde beschenkt hatte, indem er die Heide schuf, nur das Tier wollte ihnen nicht gefallen. Sie meinten, es müsse größer und schöner sein und auch nicht immer nur fressen.

Da wies Gottvater auf einige Kiefern, die verstreut in der Heide standen, und sprach: „Das Schäflein, das euch mißfällt, wird aus der Heimat, die ich ihm gab, wieder verschwinden und hundert Jahre werden entfliehen. Was erblickt ihr nun"?

Die Engel sahen den rosafarbenen Schimmer, der das Land so lieblich übersponnen, verblassen, eine dunkle Wolke legte sich darüber — es waren Kiefern, ein einziger großer Wald von Kiefern. Er hatte von der Heide Besitz genommen, weil der Zahn der kleinen, häßlichen Schnucke fehlte, der seinem Aufkommen wehrte. —

Wieder einmal neigten sich die Engel vor der Weisheit des Herrn und baten ihn, sein Werk so fortbestehen zu lassen, wie es zuerst aus seiner Schöpferkraft hervorgegangen war.

Nützliche Lehren.

Von J. P. Hebel.

Die Menschen nehmen oft ein kleines Ungemach viel schwerer auf, und tragen es ungeduldiger, als ein großes Unglück, und der ist noch nicht am schlimmsten daran, der viel zu klagen hat, und alle Tage etwas anders. Erfahrung und Uebung im Unglück lehrt schweigen. Aber wenn ihr einen Menschen wißt, der nicht klagt, und doch nicht fröhlich sein kann, frag: ihn, was ihm fehle, und er sagt's euch kurz und gut, oder gar nicht, dem sucht ein gutes Zutrauen abzugewinnen, wenn ihr es wert seid, und ratet und helft ihm, wenn ihr könnt.

Ist denn der Mensch deswegen so schlimm und so schlecht, weil die bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwachen und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anschlägt? Euer bester Ackerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigener Kraft und euer Leben lang keine Weizenernte; und ein dürres Sandfeld, das nicht einmal aus eigener Kraft Unkraut treibt, wird auch euern Fleiß und eure Hoffnung nie mit einer Fruchtgarbe erfreuen. Aber wenn ihr den guten Boden ansäet zu rechter Zeit, fein wartet und pfleget, wie sich's gebühret, so steigt im Morgentau und Abendregen eine fröhliche Saat empor, und die Raden und Kornrosen und mancherlei taubes Gras möchten gern, aber es kann nicht mehr empor kommen. Die gesunde Aehre schwankt in der Luft, und füllt sich mit kostbaren Körnern. So ist es mit dem Menschen und mit seinem Herzen auch.

Chinesische Briefe.

Berlin, den 21. Oktober.

Mein Lieber! Wenn du mal in Büchmanns Geflügelten Worten blättern wolltest, würdest du auf ein stolzes Wort stoßen, das der große Bismarck vor langen Jahren im Reichstag gesprochen hat, nämlich: Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt! Und nun?

Man hat so seine Privatmeinung und ein ganzes Schock zollfreier Gedanken, ob das Bismarckwort denn eigentlich stimmt. Heute tut's das ganz gewiß nicht mehr, das pfeifen die Spatzen von den Dächern. Die Gegenwart endlich darf den Spieß umdrehen und sagen: Wir Deutsche fürchten alles in der Welt, nur Gott nicht. Quod est demonstrandum — das soll bewiesen werden, wie unser Mathematikprofessor zu sagen pflegte, als ich am Gymnasium zu Peking mit dir das kleine Einmaleins und den binomischen Lehrsatz lernte.

Weißt du wohl, daß der Deutsche heute alles Mögliche und Unmögliche fürchtet? Der Sextaner fürchtet Prügel auf den Körperteil, der von Natur aus nur zum Sitzen bestimmt war. Die Köchin fürchtet die Untreue ihres Schupo- oder Reichswehrmannes und das vorzeitige Ende eines gruseligen Hintertreppenromans. Die Zahl 7 und die Zahl 13 erregen in der Gesellschaft Entsetzen, und wer am Tisch unterm Spiegel sitzt, kriegt das heulende Elend. Der Rechtsbolschewist fürchtet den Kommunisten, und der „Linksler", wie man ihn wortschöpferisch benannt hat, fürchtet einen zweiten Kapp. Der Valutaspekulant sieht mit klappernden Zähnen ein Steigen der Mark voraus, und der arme kleine Rentner ist geknickt, weil's wieder bergab geht. Die Gnädige fürchtet sich vor dem Mäuslein, das hinter der Gardine piepst und ihre Zähne klappern selbst im Wasserglase. Der Steuerhinterzieher fürchtet die rächende Hand des Finanzamtes, der Schauspieler das Scheidewasser der Kritik, die Milchfrau die unerwartete Prüfung ihrer Kanne, das gebrannte Kind das Feuer, die Herrn Müller und Schulze das Zuspätkommen beim Männerstat, der deutsche Staatsmann die Kollegen von der Entente — stundenlang möchte ich fortfahren, um meine Behauptung zu beweisen. Ein mathematischer Lehrsatz bedarf nur eines Beweises.

Die Furcht — ich stelle den Satz ganz doktrinär-wissenschaftlich auf — ist ein Ausfluß des Aberglaubens. Wer sich ein gläubiges Gemüt bewahrt hat, lacht selbst dem Teufel ins Gesicht. Wenn's not tut, findet man ein Tintenfaß, um ihn abzuwehren. Aber wo der Glaube fehlt, macht sich der Aberglaube umso breiter. In der Stadt der Intelligenz ist er breiter als die Uhrkette eines Kriegsgewinnlers. Hier stinkt er zum Himmel wie ein Limburger Käse, wenn eine fachmännische Stadtverwaltung so viel davon gekauft hat, daß sie ihn nicht loswerden kann.

Oft mach' ich mir das Vergnügen und blättere hinten in den Zeitungen. Was da nicht alles zu sehen ist! Man macht täglich neue Entdeckungen. Da lese ich: Frau Minna Krause, Köpenickerstraße 287, drittes Hinterhaus, vier Treppen hoch, Sprechstunden von 8—12 und 3—7, echte Pariser Lenormand, deutet Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aus Handlinien. Bei Kaffeesatz doppelte Taxe wegen der hohen Kaffeepreise.

Darunter als nächste Nummer:

Frau Auguste Lehmann, Verfasserin eines ägyptischen Traumbuchs, bedient nur Damen und Kavaliere. Die Zukunft ist ein offenes Buch für alle, die lesen wollen. Rixdorfer Allee Nr. 62.

Als letzte von drei Dutzend pro Tag und pro Blatt, die alle den Beruf der Pythia gewählt haben, zitiere ich:

Frau Dietrichine Kußmaul, Schülerin des berühmten Professors Norron-London, enthüllt Ihnen Ihre Schicksale schon für 1 ℳ, im Abonnement billiger. Hellseherin, stand schon mit der Polizei in Verbindung. Kappstraße 103, Eingang für Dienstboten.

Ein schöner Beruf — Hellseherin!
Ein Hätchen ist ganz gewiß dabei,
Zu deuten die Dinge, die fernen.
Der Jüngling von Sais, den Schiller besang,
Versuchte die Probe, doch sie mißlang,
Denn jeglich Ding muß man lernen.
Sei dem nun, wie ihm wolle -- jedoch
Das eine Bedenken stört mich noch:
Wer die Damen zum Hellsehn brachte!
Denn ist selber sehe nicht hell wie Quarz,
Im Gegenteil, dunkel, ja leider schwarz,
Wenn ich Deutschlands Zukunft betrachte.

Dein Hungerlitschang.

Man muß nicht unzeitig klagen und hadern und die Hoffnung aufgeben, ehe sie erfüllt werden kann. Man muß den Fleiß, die Mühe und Geduld, die man an eine Handvoll Fruchthalmen gerne verwendet, an den eigenen Kindern sich nicht verdrießen lassen. Man muß dem Unkraut zuvorkommen, und guten Samen, schöne Tugenden in das weiche, zarte Herz hineinpflanzen und Gott vertrauen, so wird's besser werden.

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht, als das Multiplizieren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann jemand einen Tag in den andern nur eine Mark unnötigerweise ausgeben. Mancher, der die Mark übrig hat, tut es, und meint, es sei nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Mark, und in dreißig Jahren 10,950 Mark weggeworfenes Geld, und das ist doch viel. Das soll besonders unsere Jugend bedenken. Ein anderer kann einen Tag in den anderen zwei Stunden unnütz und im Müßiggang zubringen, und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multipliziert sich in einem Jahre zu 730 Stunden, und in dreißig Jahren zu 21,900 Stunden. Facit 912 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 deutsche Meilen, oder 10,800 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreißigsten Jahre wieder daheim sein. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, besser und vollkommener zu werden und sein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem Wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu Vielem kommt.

*

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zur Erhaltung desselben gehört Mäßigung und Vorsicht. Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

Wie bekamen wir die Kartoffeln?

Kulturgeschichtliche Plauderei
von Dr. Johannes Kleinpaul.

Ach bitte, lesen Sie die Ueberschrift genau! Leider ist nicht von Kartoffeln, die wir bekommen möchten, die Rede, sondern von den allerersten, die unsere Ahnen vor länger als 300 Jahren bekamen und anfangs garnicht so recht zu würdigen verstanden, ja sogar verschmähten. In der Zwischenzeit wurden sie uns ein alltäglicher, jetzt wieder ein köstlicher, ja sogar ein kostbarer Genuß, beinahe sogar — leider — ein Ideal, und so ist es wohl am Platze, zurückschauend wieder einmal von jenen fernen Zeiten, in denen wir die erste Bekanntschaft mit ihnen machten, zu reden.

Wer brachte die ersten Kartoffeln nach Europa? Genau ist das immer noch nicht ausgemacht. Mehrere Namen werden da genannt, von Männern, denen man diese Verdienste zuschrieb, aber jedem einzelnen wird es auch wieder abgesprochen; das kommt daher, daß sich die Kartoffel erst sehr spät bei uns einbürgerte, besonders in Deutschland; reichlich 100 Jahre sind darüber hingegangen.

Die ersten Kartoffeln wurden von verschiedenen Männern in verschiedenen Ländern angebracht. Als allererster wird — in der Geschichte der englischen Seefahrer und Entdecker — der Sklavenhändler Hawkins bezeichnet, der solche im Jahre 1565 nach Irland einführte, und 19 Jahre später der Entdecker Virginiens, Walter Raleigh, der sie ebenfalls dorthin, in seine Heimat mitbrachte, und im Jahre 1584 versuchsweise in seinem Garten anpflanzte. Abermals zwei Jahre später soll dann der englische Admiral Francis Drake wieder „die ersten Kartoffeln" nach Europa mitgebracht haben. Damals sollen sie sogar schon nach Deutschland gekommen sein, und in Erinnerung daran weihte ihm die Stadt Offenburg in Baden 300 Jahre später (1886) ein Denkmal, das jedoch nicht das einzige „Kartoffeldenkmal" auf deutschem Boden geblieben ist; ein anderes steht auf dem sog. Brandhai, am Wege zwischen Braunlage und Tanne im Oberharz: es ist ein zweistufiger Unterbau, auf dem ein zwei Meter hoher Granitblock ruht, der eine eiserne Tafel trägt, mit der Inschrift: „Hier wurden im Jahre 1748 die ersten Versuche mit dem Anbau der Kartoffel gemacht." Aber in Sevilla hat man angeblich schon im Jahre 1553 Kartoffelstauden als seltene Gartenpflanze bewundert, die man, wie in ihrer amerikanischen Heimat „Patata" (daher auch englisch „potato") nannte, und als erwiesen gilt jedenfalls — nach Alexander v. Humboldts Ermittelungen — daß man sie in Spanien schon eher als in Irland, etwa um das Jahr 1560, kannte. Ein bisher unbekannter Bericht über ihre Einfuhr findet sich im Jahrgang 1580 der Fuggerzeitungen der Wiener Hofbibliothek. Dort werden auf einem Zettel: „Cargo Von vier Schiffen aus India De Caiic Im Monat Augusti Inn Lisabona Einthumen" u. a. auch 470 Zentner „fuirti Capeleti antoffeli" verzeichnet. Eine überraschende Menge! Denn zuerst, und lange noch, wurde die Kartoffel allenthalben nur als Zierstrauch, um ihrer Blüten willen bewundert, an denen man sich nicht satt sehen konnte.

So in Spanien, so in Franchreich und später auch in Detschland, zuletzt — noch im Jahre 1833 — in Griechenland, wo damals weißgekleidete Ehrenjungfrauen dem einziehenden Königspaare einen Strauß Kartoffelblüten mit dem ausdrücklichen Bedeuten überreichten: das sei die schöne Blüte einer seltenen und köstlichen Frucht, die in der Heimat der Königin (Gemahlin des Königs Otto, einer oldenburgischen Prinzessin) wohl noch unbekannt wäre. In gleicher Weise überreichte schon anderthalb Jahrhunderte früher der französische Landwirt Antoine Augustin Parmantier dem „Sonnenkönig" ein erstes Kartoffelblumensträußchen, das er in seinem Garten gepflückt hatte; Ludwig der Vierzehnte zierte damit angeblich sein Knopfloch, und die Königin, Marie Antoinette trug die Blüten als Ballschmuck im Haar.

Erst nach und nach wurde aus der Zierpflanze auch eine Nährpflanze, aber auch dann noch, als man den Nährwert ihrer Knollen erkannt hatte, wurde sie noch lange ausschließlich in Gärten gebaut. Die ersten waren in dieser Beziehung vielleicht die Italiener, die die Knollen wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Trüffeln (Tartufo) „Tartufola" nannten; wahrscheinlich lernte der Große Kurfürst solche toskanische Kartoffeln kennen, da er sie „Tartüffeln" nannte, als er sie im Jahre 1684 in seinen Gärten in der Mark Brandenburg einbürgerte, während sie der Volksmund als Erdbirnen und Erdäpfel bezeichnete

Die angeführte Pädagogin

Humoreske von Hanns Runge.

Jüngst kam, bald pfeifend, bald singend, ein etwa zwölf Jahre zählender Junge durch die Straße marschiert, wo meine Tante wohnt. Vor der Wohnung meiner Tante machte der Bengel Halt, hielt mit seinen musikalischen Darbietungen inne, zog ein Stückchen Kreide aus seiner Hosentasche, und versah mit affenartiger Geschwindigkeit die steinernen Fenstersimse und Vorsprünge der Fenster des Erdgeschosses mit allerlei futuristisch-kubistisch anzusprechenden Schnörkeln und Figuren.

Meine Tante, die am Fenster saß, gewahrte das Treiben des Stegreifmalers, eilt flugs hinaus; und es gelingt ihr, den Bengel im letzten Augenblick am Rockärmel festzuhalten.

„Habe ich dich nun endlich erwischt, du Schmierfink, du Tunichtgut?! Aber warte man! Auf der Stelle machst du, unnützer Bengel, deine Schmierereien wieder fort!" Und sie zieht den sich sträubenden Jungen mit sich fort; über den Korridor, bis in die Küche. Hier wird dem armen Sünder, der wie ein begossener Pudel dasteht, ein Eimer mit Wasser gefüllt, ein Wischlappen und eine Bürste in die Hände gedrückt.

„So, nun beginne dein Reinigungswerk! Alles machst du wieder fort! Oder ich rufe die grüne Polizei, und du wirst drei Tage eingesperrt!"

Der Junge machte sich gehorsam, wenn auch verdrießlichen Gesichtes, an die Reinigungsarbeit. Meine Tante steht dabei, hält die Arme verschränkt und beobachtet mit Argusaugen den Erfolg ihrer Erziehungsmethode. Der Junge wischt und bürstet aus Leibeskräften, um ja möglichst schnell von der lästigen, aufgezwungenen „Wiedergutmachung" befreit zu sein.

Da kommt eine Freundin meiner Tante um die Ecke stolziert. Nach kurzer Begrüßung ist der Sachverhalt, nicht ohne einige Seitenhiebe auf den „ungezogenen Bengel", erklärt. Darauf hält es der Junge, der alles mit angehört hat, für angebracht, ein möglichst freches Gesicht aufzustecken und weniger eifrig zu bürsten und zu wischen.

„Der Junge spritzt mir noch meine neue Bluse voll! Wir wollen etwas beiseite treten!" meint die Freundin. Die Damen treten ein wenig zurück; und es dauert nicht lange, so ist ein Gespräch über Damenkleidung, Schneiderinnen, Preisabbau usw. in Fluß gekommen.

Diesen Umstand nicht völlig geschenkter Aufmerksamkeit benutzt der Junge, um mit dem schönen, neuen Wassereimer (Ladenpreis 58 ℳ) und sämtlichem Reinigungsgerät schleunigst zu verschwinden.

„Haltet ihn! Haltet den Verbrecher!" schrie meine Tante.

Doch auf der wenig belebten Straße der Außenstadt konnte der gerissene Bengel es wagen, für ein Weilchen mit Laufen inne zu halten, eine linkische Verbeugung zu machen, und mit einer „Langennase" sich höhnisch zu empfehlen.

Allerlei Humor

Er weiß sich zu helfen. Ein Herr betrat einen kleinen Antiquitätenladen, dessen Gegenstände er besichtigte. Der Händler, der gern etwas verkaufen wollte, nahm ein altes Schwert zur Hand und zeigte es dem Herrn mit den Worten: „Das ist das Schwert, mit dem Bileam den Esel erschlug." — „Oho," widersprach der Herr, „Bileam tötete den Esel nicht; er wünschte sich nur ein Schwert, um es zu tun." — Ohne aus der Fassung zu geraten, entgegnete der Händler: „Na ja, dies ist das Schwert, das er sich wünschte."

Untrügliches Rechtsgefühl. Ein Großkaufmann hatte einen Prozeß auszufechten, mußte aber unmittelbar vor der Schlußverhandlung eine größere Geschäftsreise antreten. Er instruierte seinen Anwalt dahin, ihm sofort nach der Entscheidung telegraphisch Mitteilung zu machen. Der Anwalt gewann den Prozeß und telegraphierte infolgedessen: „Das Recht hat gesiegt." Umgehend folgte die Antwort des Kaufmanns: „Sofort Berufung einlegen!"

Intim. A.: „Ist Ihre Frau noch am Theater?" — B.: „Nein, sie führt jetzt alle Szenen zu Hause auf."

Wochenkalender der Diözese Paderborn.

Sonntag, den 23. Oktober. 23. Sonntag nach Pfingsten. 2. Gebet A cunctis, 3. nach Belieben. Credo, Präfation von der allerhlst. Dreifaltigkeit. grün.

Montag, den 24. Oktober. Messe vom Sonntag ohne Gloria und Credo. 2. Gebet für alle Verstorbenen, 3. A cunctis. grün.

Dienstag, den 25. Oktober. Rückführung der Reliquien des hl. Bischofs und Bekenners Liborius, unseres Diözesanpatrons nach Paderborn, nachdem sie von den Scharen Christians von Braunschweig 1662 geraubt waren. Großdoppelfest. Messe Statuit vom Feste eines hl. Bekenners und Bischofs mit eigenen Gebeten aus dem Anhang für die Diözese Paderborn, Gedächtnis der hl. Märtyrer Chrysantus und Daria († 283) und Credo. weiß.

Mittwoch, den 26. Oktober. Fest des hl. Evaristus, Papst und Märtyrer († 105), 2. Gebet A cunctis, 3. nach Belieben. rot.

Donnerstag, den 27. Oktober. Vigil der hl. Apostel Simon und Judas. 2. Gebet Concede nos, 3. für die Kirche oder den Papst. violett.

Freitag, den 28. Oktober. Fest der hl. Apostel Simon und Judas. Doppelfest 2. Klasse, Credo, Präfation von den Aposteln.

Samstag, den 29. Oktober. Votivmesse von der Mutter Gottes, Pfingsten bis Advent, (Salve) mit Gloria, 2. Gebet zum hl. Geist, 3. für die Kirche oder den Papst, Präfation von der Mutter Gottes. weiß.

24. Sonntag nach Pfingsten. 2. Gebet A cunctis, 3. nach Belieben, Credo, Präfation von der allerhlst. Dreifaltigkeit. grün.

Strich unter der Farbe bedeutet, daß (als Votivmessen) auch andere Messen in der ihnen zukommenden Farbe gelesen werden können.

Ahnenkult in Japan.

Von Dr. Friedrich Burger.

Erst seit dem Jahre 1853 ist Japan mit der europäischen Kultur in Berührung gekommen und seit dieser Zeit hat es in Politik und Wirtschaftsleben Wandlungen durchgemacht, die kein anderes Volk ertragen hätte, ohne im Kern seines Wesens geknickt zu werden. Zwar hat die dem Japaner eigene außerordentliche geistige Elastizität verbunden mit einem bewunderungswerten Nachahmungstrieb den Umwandlungsprozeß erleichtert, aber diese Fähigkeiten allein sind es nicht gewesen, die das japanische Volk in wenigen Jahrzehnten aus einem unbekannten und verachteten „Halbkulturvolke" zu einem der ersten und geachtetsten Völker des Erdballs gemacht haben. Tiefe und verborgene Kräfte wirken noch im japanischen Volke fort, Kräfte, die infolge Jahrhunderte langer Vererbung und Erziehung zu einem festen Bestandteil seines Wesens geworden sind und die ihre Wurzel haben in der Religion des Ahnenkultus (Shintoismus), jener uralten ostasiatischen Weltanschauung, auf der die bedeutendsten Ethiker und Moralisten des chinesischen Altertums, Konfuzius und Menzius nur aufzubauen brauchten, um ihre Lehre vom Autoritätsstaate und der patriarchalischen Familie fest und sicher zu stabilisieren.

„Ehre deine Vorfahren, denn du schuldest ihnen dein Leben und alles, was du bist und hast, erfülle deine bürgerlichen Pflichten gegenüber der Gesellschaft, in der du lebst und gegenüber deinem Volkstum, denn dein Volk ist es, das dein Eigen schützt und dir das gibt, was du zum Leben brauchst. Dein Volk ist unsterblich, du aber, als einzelner, wirst bald vergehen." Also gebietet die Religion des Ahnenkultus und regelt das Verhältnis des Japaners zu den Verstorbenen und Lebenden.

Nicht trennt der Tod den Sohn von dem Vater, das Kind von den Eltern. Nein, sie bleiben im vertrauten Verkehr miteinander wie zu Lebzeiten. Auch der moderne, allem Uebersinnlichen skeptisch gegenüberstehende Japaner opfert vor seinem Hausaltar den Ahnentäfelchen (ihai), welche die Namen der Verstorbenen repräsentieren, Reis, Fisch und Sake (Reisschnaps), damit sie im Jenseits nicht darben. Fortwährend umgeben die Namen der Verstorbenen die Familienmitglieder der Lebenden und feuern sie an, die Tugenden ihrer Vorfahren zu üben und alles, selbst Leben und Familie zu opfern für das Volkstum. Der einzelne ist ja nur ein wehendes Blatt am Baume der Nation, und wenn er große, schöne Taten begeht für Vaterland und Kaiser, so wird er auch im Jenseits als Held geehrt werden von seinem ganzen Volke, mit dem er vereinigt bleibt. Mag der Japaner auf den mandschurischen Schlachtfeldern, mag er in Sibirien oder auf einer entlegenen Südseeinsel sterben — er weiß, daß seine Seele zurückkehrt nach Nippon, dem über alles geliebten Vaterlande und daß sie am Hausaltare der Familie ihren Platz hat.

So löst denn der Ahnenkult jene außerordentliche Selbstkontrolle aus, die die Quintessenz der japanischen Ethik bildet und allen Lebensäußerungen dieses Volkes zugrunde liegt. Die eiserne Selbstzucht, nämlich die Kunst, alle Regungen und Wünsche des Gefühls unter einem festen Willen zu beugen, wenn die Interessen der Nation auf dem Spiele stehen, ist jene geheime Kraft, die dem japanischen Volke ureigen ist und die es zu einem der mächtigsten Völker des Erdballes gemacht hat. Diese Selbstzucht aber ist geboren aus dem Ahnenkult, der im ganzen japanischen Mittelalter das Rückgrat des nationalen Lebens bildete.

Dem Christentum ist der Ahnenkult in Japan feindlich gegenübergetreten. Die gewaltigen Christenverfolgungen im 17. Jahrhundert unter dem Shogunen Jejafu und seinem Enkel Jemitju hatten ihren Grund in der Meinung der Machthaber, daß das Christentum den Ahnenkult ausrotten und damit die Fundamente des Staates untergraben werde.

Spruchweisheit.

Das ist nicht Weisheit, die nur sich für Weisheit hält
Und sich in fremder Blöß' Entdeckung wohlgefällt.
Einseitig ist und war die Weisheit aller Weisen;
Du wirst Allseitigkeit nicht als dein Vorrecht preisen.
Jedweder Mensch ist doch nur eine von den Seiten
der Menschheit, welche sich ergänzen und bestreiten,
Auch eine bist du nur, daß du dich still ergänzest
Mit andern, nützt dir mehr, als daß du streitend glänzest.

Rückert.